

Es ist die Geschichte von dem wilden Jäger, der sich nicht von den Sonntagsglocken, nicht von den Bitten des Bauern, nicht von denen des Hirten, nicht von den Ermahnungen des frommen Klausners vom Jagen und Morden abhalten läßt, bis ihn das Schicksal ereilt, der Fluch, der ihn in die ewige Jagd hineinheißt, in das wilde Heer, ruhelos bis zum jüngsten Tag.

Franck setzt das getreu der Handlung folgend in Musik um, in eine grandios schildernde, von starkem Farbensinn zeugende Musik. In dem einleitenden Andantino verkünden Hornfanfaren und Glockenschläge, daß es Sonntag ist. Die Streicher erheben sich zu einem inbrünstigen Gesang. In dem darauffolgenden $\frac{3}{8}$ -Hauptteil wird der Ruf der Hörner zum Jagdruf (Echo der Fagotte, Oboen und Klarinetten), der wilde Ritt beginnt. Immer stürmischer werden die Läufe der Streicher, immer erregender der Rhythmus der Holzbläser. Auf einem dreifachen Forte des vollen Orchesters reißt die Bewegung ab. Eine kurze Überleitung, ein Paukenwirbel, dann setzt ein langsamer Mittelsatz in h-Moll ein. Langsam belebt sich das Tempo wieder, zarte Floskeln der gedämpften Geigen treiben es vorwärts, bis mit dem Eintreten der Haupttonart g-Moll das Thema der wilden Jagd wieder angeschlagen wird, die sich bis zum Schluß in grandioser Weise steigert.

Noch einmal kommt Belgien zu Wort. Mit Guillaume Lekeu, einem bei uns so gut wie unbekanntem Komponisten. Ein ergreifendes Schicksal. 1870 geboren starb er schon im Jahre 1894. Er hatte Musik studiert, bei César Franck und (nach dessen Tod) bei d'Indy, hatte 1891 in Brüssel den zweiten Kompreis und 1888 in Paris das philosophische Doktorat erworben; er hinterließ einige bedeutende Werke (darunter ein sehr wertvolles Streichquartett, das d'Indy beendete).

Sein „Adagio für Streichorchester“ gibt uns einen guten Begriff von dem Wesen und Wert Lekeus. Es ist ein Werk, das nichts mit Impression, nichts mit Programm zu tun hat. In der Reinheit seiner Gesinnung, in der Musikbestimmtheit seiner Haltung erinnert es an die Werke unseres Rudi Stephan, den wir zu früh verloren haben . . .

Natürlich verleugnet das „Adagio“ nicht die Klangfreudigkeit des Romanen (Lekeu war Wallone), namentlich in einem Art Mittelsatz, auch nicht in der einen eminenten Klang Sinn verratenden vielfachen Aufspaltung des Streichkörpers. Aber in den Außensätzen spricht sich ein grüblerischer Ernst aus, den wir ähnlich ja auch oft bei César Franck finden. Schmerzvolle Akzente lösen sich mit sehnsuchtsvollen Gesängen des Solo-Cellos, der Solo-Violine und der Solo-Bratsche ab, eine choralartige Partie führt am Schluß in eine Trauermusik über, die klingt, als habe sich Lekeu ahnungsvoll seinen Grabgesang geschrieben.

Die bekannteren Werke des Programms:

Debussys geniale, einmalige Dichtung, das Vorspiel zur dramatischen Phantasie „L'après-midi d'un faune“ des Symbolisten Stéphane Mallarmé, eine Musik, die man eigentlich wieder nur mit einem Gedicht „beschreiben“ kann.

Debussys „Nocturnes“, die beiden ersten Sätze. „Nuages“, Wolken von Musik, Musik leicht wie Wolken, „mehr weiß, mehr Silber“, hat Defaux den Musikern in der ersten Probe zugerufen. So ist diese Musik. Dann „Fêtes“, eine Festesmusik, wie sie glänzender kaum noch geschrieben wurde, sich steigend („Die Götter tanzen mit“, beschwört Defaux seine Musiker) und wieder verwehend wie alle Musik Debussys. Das Marschmotiv in den gedämpften Bläser: bei Defaux hat es etwas Dämonisches — es ist, wie er sagt, das größte Thema, das Debussy geschrieben hat.

Zum Schluß Respighis, eines intimen Freundes von Defaux, Liederdichtung „Pini di Roma“! Vierteiliges Gemälde von südlicher Pracht, ein Kinderfest mit Konfettiverfen und Kindertrompeten (auch das stammt von Defaux), psalmodierender Gesang in den düsteren Katakomben, ein zartes Naturbild (mit einer Nachtigall auf der Grammophonplatte — der einzige Fleck in Respighis Bild, meint scherzend Meister Defaux) und ein geradezu barbarischer Triumphmarsch über die Via Appia, die unter dem Marsch der Kolonnen erzittert.

Dr. Karl Laux.